

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 173.

Mittwoch, 28. Juli.

1915.

(15. Fortsetzung.)

Frau Adas Töchter.

Roman von Emma Hanshofer-Merk.

(Nachdruck verboten.)

Sollinger erzählte allerlei Theatergeschichten; — amüsant waren sie ja, nur manchmal doch ein wenig frivol und ungezogen. Sie hatte überhaupt beständig das Gefühl, daß sie sich gegen ihn auf der Defensiven halten und ein strenges Gesicht machen müßte, damit er nicht fest und zudringlich würde. Aber auch in dieser Abwehr, in dieser leisen Unruhe wie vor einer Gefahr, lag eine gewisse Anregung, eine Spannung, die etwas angenehmes Bridelndes hatte.

Da Lilly noch immer nicht zurückkam, gingen sie in das Palmenhaus und saßen auf einer versteckten Bank mitten in der wunderbaren Tropenpracht zwischen kolossalen Farren und Riesenpalmenwedeln, wie in einer fremden Welt. Die Treibhausluft, die schwüle Feuchtigkeit hatten etwas Beklemmendes, Betäubendes. Felicitas ließ müde und schlaff ihre Hand herabhängen; er berührte sie leise, zärtlich.

„Wenn Sie wüßten, wie lieb Sie mir waren, — einst als junges Mädchen!“ flüsterte er zärtlich. „Wie es mich traf, als Sie mir dann mit so kühlem Gesicht zu verstehen gaben: Daß alle Hoffnung! Auf dem Wege in die Balepp war's — auf jenem Reitwagen. Da gaben Sie meinem Herzen den Todesstoß!“

„Sie haben ihn aber in recht guter Laune hingenommen!“ lachte sie. „Man hat Ihnen nicht angemerkt, daß es weh tat!“

„Ja, du lieber Himmel! Man muß immer imstande sein, einen gewissen Galgenhumor aufzubringen! So haben Sie über mich weggeschaut!“

Er ahnte ihr Gesicht nach, und während sie hell lachte, streichelte er ihre Hand.

Als sie dann aus dem schwülen, grünen Dämmerlicht wieder heraustraten, ging Lilly mit dem spitzenbesehten Sonnenschirm im Garten auf und ab und schnitt jeden Vorwurf über ihr langes Ausbleiben mit der Bemerkung ab: „Ich bin seit einer Ewigkeit zurück! Aber wenn Ihr Euch förmlich versteckt!“

Die Damen waren einsilbig bei der Heimfahrt. Felicitas schloß die Augen, doch sie schlief nicht. Immer fühlte sie noch ein erregtes Klopfen ihres Herzens, wenn sie an Sollingers heiße Blicke, an die schmeichelnde Stimme dachte, die ihr zugeflüstert hatte: „Wie lieb Sie mir waren!“

Es war ja Unförm! Was sollte das nun? Warum von den vergangenen Zeiten sprechen! Aber der Tag war doch ein Erlebnis.

Zu Hause fand sie einen eiligst hingeworfenen Brief ihres Vaters. Er schien ihr sehr trocken. Kein zärtliches Wort der Sehnsucht. An eine Matrone hätte er auch so schreiben können: Meine liebe, gute Frau!

Immer nur Dienst! Dienst! Der verknöcherte ihm so das Herz!

In der Dangeweile der nächsten Tage dachte sie manchmal an Sollingers lustige Theatergeschichten und lachte vor sich hin. Drüben stand der Posten und ihre Bekannten, die Gunde, trieben sich auf dem Plage herum.

Aber sie war entschlossen, Sollinger nicht mehr zu sehen, wenigstens nicht in der nächsten Zeit. Einmal mußte sie zwar noch zur Anprobe ihres Kostüms nach Frankfurt. Doch sie war für Nachmittags bestellt. Lilly konnte nicht mit, weil sie Besuch hatte, und wenn sie ohne weitere Nachricht in die Stadt kam, dann war es ja höchst unwahrscheinlich, daß sie dem Sänger wieder begegnen sollte.

Am einem drückend warmen Tag fuhr sie um 4 Uhr weg. Die Hitze, die so plötzlich eingeseht hatte, wirkte wie ein Überfall, erschlassend, aufreibend. Sie fühlte sich ganz erschöpft, als sie in Frankfurt ausstieg.

Sollinger stand auf dem Perron und wartete auf sie. Sie schaute ihn mit Entsetzen an.

„Wie konnten Sie wissen, daß ich mit diesem Zuge eintreffen würde?“

„Gnädige Frau! Ich habe in Ihrem Notizbuch gelesen, wann Sie zu dem Damenschneider bestellt waren. Allzu viel bequeme Büge gehen nicht aus der Pfalz hierher — demnach war es nicht sehr schwer!“ meinte er lachend.

„Ich werde mich gar nicht aufhalten! Sie können mich zu dem Schneider hinbegleiten und dann muß ich mich verabschieden. Es wird eine lange Weile dauern, bis ich fertig bin, und mit dem Zuge um sieben fahre ich zurück!“

„Ich freue mich, daß ich Sie nur überhaupt begrüßen durfte!“ sagte er ergeben mit einem zärtlichen Blick.

Sie mußte in dem Vorzimmer des Damenschneiders lange warten. Ihr schien es eine Ewigkeit, bis sie endlich die Treppe wieder hinabstieg.

Sollinger stand noch unten vor dem Hause.

„Was fällt Ihnen ein?“ fuhr sie ihn zornig an in übelster Laune. Sie war müde von dem Stehen, der Kopf schmerzte sie.

Gleich darauf tat es ihr doch leid, daß sie ihn so hart angelassen, ihn sichtlich tief gekränkt hatte. Nun mußte sie doch wieder liebenswürdig einlenken.

„Mir ist wirklich ganz elend vor Kopfschmerz“, sagte sie zu ihrer Entschuldigung. „Diese schreckliche Hitze!“

Er war voll Besorgnis. „Wenn ich nur wüßte, was sich tun ließe, liebe gnädige Frau.“

„Ach, da hilft nichts als Ruhe. Hinlegen, fort von dem Lärm, dem grellen Licht.“

„Aber lassen Sie sich doch in einem Hotel ein Zimmer geben und schlummern Sie ein wenig! Ich führe Sie in eine kleine, stille, im Garten gelegene Pension. Nur wenige Schritte, wenn Sie sich noch schleppen können.“

Es war wirklich nur eine Straße weit zu gehen. Aber als sie langsam nebeneinander hinschritten, kam ihnen, hoch und steif wie eine Königin mit dem diademartigen Hut, Frau General Friedenbrink entgegen. Felicitas grüßte mit einer höflichen Verbeugung. Ein forschender, kritischer Blick aus den strengen Augen musterte sie und den Begleiter.

Sollinger sprach ein paar Worte mit dem eleganten Herrn, der im Vestibül des Hauses stand, und ordnete an, daß die Dame in ein stilles Gemach geführt werde, daß man die Jalousien schloß und ihr kühle Limonade brachte.

„Gute Besserung, liebe, gnädige Frau!“ sagte er. Sie dankte ihm, gab ihm die Hand und meinte, daß er sich nun auch verabschieden würde. Abzusehen dachte sie überhaupt nicht mehr viel, sank nur erschöpft auf das Ruhebett nieder und schloß die Augen. Ein Dohln war's. Wie Dolchstiche hatten die grellen, weißen Häuser, die intensiven Lichtstrahlen sie gequält. Nun nach dem frischen Trank, mit dem kalten, nassen Tuch auf der Stirne, wurde es allmählich besser, und sie versank in einen wohligen Dämmerzustand.

Sie wußte kaum, wie lange sie schon dagelegen hatte, nur als sie wieder bei klarem Bewußtsein war, fühlte sie das tiefe Behagen der Schmerzbefreiung und eine winselnde, dankbare Heiterkeit!

Als sie sich einmal regte, hörte sie ein leises Klopfen!

„Wer ist da?“ fragte sie, sich aufrichtend.

Sollinger steckte den Kopf herein.

„Geht es besser?“ fragte er teilnehmend.

„Sie sind immer noch hier! Aber das ist doch! — Haben Sie denn gar nichts zu tun?“

„Ich bitte Sie, ich werde Sie doch nicht allein lassen in der fremden Stadt, wenn Sie sich krank und elend fühlen! Sie wissen gar nicht, wie bleich Sie waren! Wie ich mich beunruhigt habe! Bitte, legen Sie sich nur wieder hin; ich bleibe hier nebenan.“

Er ließ die Tür offenstehen und setzte sich im Nebenzimmer an das Klavier und begann zu singen. Mit halber Stimme nur, um keine fremden Hörer anzulocken, weich und schmeichelnd.

Wundervoll sang er, betörend, sinnverwirrend. Das Liebeswerben eines Gottbegnadeten.

Sie lag ganz still im Bann der süßen Stimme und vergaß die Zeit.

Und dann kam er leise herein zu ihr und kniete nieder vor ihrem Ruhebett und bat:

„So viel habe ich mir ersungen: Vorbeerfränge, Weisfallklatschen — und Geld! Aber das Beste, das Schönste, das möchte ich mir jetzt zum Lohn nehmen: Einen Kuß von Ihnen!“

Empört sprang sie auf.

„Sie vergessen sich, Herr Sollinger! Sie vergessen, wen Sie vor sich haben! Ich werde nun gehen. Bitte, sagen Sie, daß man mir einen Wagen ruft!“

Er zog seine Uhr.

„Der Zug um sieben ist lange weg. Der nächste geht um zehn. Was wollen Sie draußen auf den heißen staubigen Straßen unter dem Gewitterhimmel? Sich wieder krank machen. Bitte, bitte — ich will ja ganz artig sein. Aber seien Sie lieb und vernünftig und geben Sie mir Ihren Arm. Ich habe hier eine kleine Stärkung für uns herrichten lassen, und freue mich doch so, wenn Sie auch einmal mein Gast sind! Danken Sie, wie oft ich im Elternhause bei Ihnen saß!“

Sie fühlte wohl, wie seltsam es war, hier in dem fremden Hotel mit ihm zu bleiben. Aber sie glaubte ihrer selbst so sicher zu sein! Sie wollte ihm zeigen, daß sie auch in dieser Situation ihre Würde wahrte und unnahbar blieb, eine Dame, an die er sich mit keinem dreisten Wort heranwagen sollte. Es war ja schließlich nur ein Spiel, sich einmal so glühend unworben zu sehen und kühl zu bleiben und tren.

So ließ sie sich von ihm an den gedeckten Tisch im Nebenzimmer führen, als ein wenig und trank von dem kühlen Wein und wurde lustig und übermütig.

Niemand durfte es freilich erfahren, daß sie hier mit dem gefährlichen Sollinger zu Abend saß! Er versprach es ihr auch mit heißen Beteuerungen. Sie

mußte lachen, wenn sie an das Gesicht der Generalin dachte! Wenn die wühlte! Ein waghalsiges Abenteuer war es ja, in das sie sich so ganz ahnungslos verstrickt hatte. Und doch im Grunde so harmlos! Sie freute sich, wie gut sie ihn im Zaume hielt, wie er sie nur stumm, in leidenschaftlicher Bewunderung anstarrte.

Er sang dann noch einmal das Herzbezwingende Lied aus der „Walfire“: „Winterstürme wichen dem Bonnemond“.

Als er zu Ende war, stürzte er auf sie zu und raunte ihr bebend in die Ohren:

„Nun will ich den Kuß! Nun nehme ich mir den Lohn! Ich habe so schön gesungen! Für dich! Nur für dich!“

Sie war ergriffen, bewegt. Der Zauber des Liedes zitterte durch ihre Nerven.

„Zum Abschied!“ sagte sie und gab ihm die Lippen.

Der Kuß machte ihn toll, weckte die Wildheit des Begehrens, die in dieser Nähe, bei dieser Heimglichkeit des Zusammenseins in ihm emporgewachsen war. Zu kühn hatte sie mit dem Feuer gespielt. Nun loderte die Flamme rückhaltlos an sie heran wie eine Naturgewalt.

(Fortsetzung folgt.)



Schon aus Neugier auf das, was uns denn alles noch erwarten könnte, sollten wir das Leben tapfer durchkämpfen.

Karl Becker.

Londoner Straßensbilder zur Kriegszeit

Die großen Städte haben ein anderes Gesicht bekommen. In Brüssel marschiert die deutsche Wache über den Rathausplatz; in Venedig hüllen die Denkmäler aller Pracht ihre Formen hinter schützenden Barricaden in graue Tücher; Paris, die Lichtstadt von einst, ist dunkel und still geworden. Auch im stolzen London macht der Krieg sich auf Schritt und Tritt bemerkbar. Ein Stimmungsbild des englischen Berichterstatters im „Times“ schildert in anschaulicher Weise einen Gang durch die „kriegerische“ Themsestadt. „Am frühen Morgen schon bin ich auf der Straße. Es ist die Stunde, in der Schinken und Eier — das alte unenglische Frühstück — auf dem Herdfeuer bereitet werden. Zeitungsjungen und kleine Händler kreuzen eilig ihren Weg. Aber selbst wenn kein Zeitungsverkäufer mit Kriegstelegrammen zur Stelle wäre, wüßte man sofort, daß es Krieg gibt und daß das Land an diesem Krieg beteiligt ist. Die kleinen Milchwagen sind jetzt mit jungen Mädchen besetzt — Kriegsmilchmädchen. Schwere Lastautomobile rollen heran, Geschäftswagen, die von Frauen gelenkt werden. Ich begegne zwei Mädchen mit Plätzen und Klebetöpfen. Die Zahl der weiblichen Arbeiter ist in merkwürdiger Weise gestiegen. Auf dem Marktplatz von Covent-Garden herrscht ein ungeheures Durcheinander. Auch hier sind Frauen an die Stelle der jungen Männer getreten, die in den Munitionswerkstätten beschäftigt sind. Sie laden die Gemüse ab, rücken mit den Obst- und Blumenkörben umher, sie sind in unausgesetzter Bewegung. Ich lese die Preise der Lebensmittel, und ich muß feststellen, daß sie beträchtlich gestiegen sind. Ein dicker Kaufmann in der Russell Street teilt mir mit, daß die Teuerung allgemein ist. Auf den Schlachtfeldmärkten, die das in- und ausländische Fleisch liefern, ist eine Krise dieser Art unvermeidlich. Die englische Viehzucht ist schnell erschöpft, und ebenso steht es mit den heimischen Bodenerzeugnissen. „Unser Land“, sagt der Kaufmann, „liefert nur für ein Fünftel der Bevölkerung ausreichende Lebensmittel. Unsere Statistiker erklären, daß wir im Falle einer vollkommenen Absperrung vom Kontinent höchstens für sieben bis acht Wochen versorgt wären. Die Sendungen aus Kanada und Amerika erleiden große Verluste, viele Schiffe werden versenkt, ungeheure Massen verfaulten Gefrierfleisches werden vom Meer an unsere Küsten geschwemmt. Es fehlt auch an Arbeitskraft.“ Diese Leute haben fast nur für die materiellen Wirkungen des Kriegs Interesse, die auf der Insel fühlbar

wied. . . Während ich meine Wanderung fortsetze, zieht eine Abteilung frommer Schwestern, der sog. „Kirchen-Armee“, vorbei. Ich erfahre, daß sie zum Kriegsministerium gehen, um der Feselt zur Abreise entgegenzunehmen. Sie marschieren mit langen, militärischen Schritten, ihre Stiefelabfährten schlagen im Takt auf das Pflaster, ihre Röcke haben lange, schräge Falten, es ist ein Regiment in gleichem Rhythmus. Ich folge ihnen durch die endlosen Straßen Londons, die jetzt überall den gleichen Anblick bieten; alle verfügbaren Mauern, Fensterrahmen und Scheiben strahlen von Farben: Grün, Rot, Schalk. Das sind die unendlichen Mengen der Werbeplakate. Eine lange Reihe der verschiedensten Soldatenbilder — in der Art chinesischer Schattenrisse gezeichnet — verfolgen den Vorübergehenden bis zum Verrücktwerden. Es ist, als ob ein endloses Geisterregiment neben uns einherzöge. Der Krieg stellt sich hier als ein gewaltiges Schauspiel dar, wie der Weltzirkus Barnum mit seinen tausend „Attraktionen“. Die Plakatschriften wirken in ihrer wiederholten Knappheit hypnotisierend: „Euer Land verlangt nach euch; der König ruft; Rittersener bedarf euer; das Reich braucht euch. . .“ Schließlich tanzen diese Worte ohne Pause im Kopf herum, im Takt der ratternden Automobile, des rasselnden Straßenlärms.

Vor dem Kriegsministerium wird Halt gemacht. Der Hof des Gebäudes hat sich in ein Miniatur-Kriegslager verwandelt. Hier sehe ich zum erstenmal an diesem Morgen eine größere Ansammlung von Männern. Junge Burschen, die kritisch die Zelte betrachten und die Kriegsuniform des Werbeoffiziers in allen Einzelheiten mustern und mit den auf den Werbeplakaten gemalten Uniformen vergleichen. Sie scheinen sich entschlossen zu haben. Aber auch diesen Fall behandeln sie ganz als Geschäft; hier sind die guten Posten der Rechnung und hier die schlechten — patriotische Gefühle und Egoismus wirbeln durcheinander. Sie lassen sich versichern, daß sie stets Marmelade und Fleisch erhalten sollen, daß ihre Rechte als freie Menschen nicht verkürzt werden, und daß der Gottesdienst pünktlich abgehalten wird. Die Alten zum Unterzeichnen liegen vor, und die Kasse für die erste Auszahlung steht bereit. Aber man muß die Sache mit Humor würzen. Darum ruft der Werbeoffizier: „Auf nach Berlin. . . Vorzügliche Bilette, billiger als in Cooks Reisebureau!“ . . . Allgemeines Gelächter. Einer der Freiwilligen wird ungeduldig: „Vertram“, sagt er zu seinem Kameraden, „nun mußt du zeigen, ob du ein Osenhoder bist oder ein richtiger Kerl!“ Die anderen wucheln das Wort „zum Wohl der Allgemeinheit“; und Vertram hat keinen Vorwand, noch länger zu zögern; er setzt seinen Namen auf die Liste. Draußen ertönt schallende Miedmusik. Wieder ein Zug von Beamtinnen, aber diesmal in weltlicher Uniform. Hinter den Mädchen schreien erregte Frauen: „Männer, laßt euch anwerben. . . Sonst ziehen wir ins Feld!“ . . . Als die Neuangeworbenen, der phlegmatische Vertram an der Spitze, auf die Straße ziehen, erscheint eine vornehm gekleidete Dame, die Pfeifen verteilt. Das Kriegsministerium beschäftigt zahllose Frauen zum Anwerben, seine Bureaus sind mit Beamtinnen überfüllt. Nach der unveränderten Statistik kommen in England drei Frauen auf einen Mann, und sie sind überall tätig. So werden die Männer immer mehr vor die Wahl gestellt: Munitionsfabrik oder Feldlager! Es gibt alte Suffragetten, die zehn Kriegsmomente wild gemacht haben, und die jeden gesund aussehenden Mann auf der Straße anhalten. Ihr Blick ist stählern wie die Augen Ritterseners auf dem Plakat, auf dem er sagt: „Mann, ich brauche dich!“ . . . Aber die Suffragette hat nicht immer Gelegenheit zur Ansprache, sie stirbt vor Begierde darnach, aber der Mann geht vorbei und denkt sich: „Teufel, Teufel, sollte das verdammte Weib etwa recht haben?“ . . . Die Suffragetten sind mobilisiert, ihre Führerinnen sind schon längst über den Kanal gereist. . . Auch im Omnibus wird man das Plakat nicht los. Ein langer gemalter Finger weist auf die Sitzreihen. Die weiblichen Insassen folgen der Richtung dieses Fingers und heften ihre Blicke auf den Schuldigen. All dies bedeutet ein Hölleleben für die Stubenhocker. O, die Regierung wird niemals einen versassungswidrigen Druck auf einen Engländer ausüben! Aber die Luft erscheint tagaus, tagein wie vergiftet. In Chelsea, wo viele Kasernen für die jungen Rekruten stehen, hatte ein Budliger eine Tafel mit der Aufschrift „Untauglich erklärt!“ an seinen Rock geheftet. Die Engländer tragen nicht mehr, ihre sportlichen Spiele im Freien zu vollführen. Der einzig richtige Sport, heißt es, ist der im Hause Ritterseners und vor dem Feind in Flandern. . .

Aus der Kriegszeit.

Ein waderer Pionier. Um die feindliche Artillerie-Stellung bei E. zu erkunden, wurden mehrere freiwillige Patrouillen der 1. Kompanie Pionierbataillons Nr. 22 vorgeschickt. Mit großen Zwischenräumen schlichen sie sich an den Gegner heran; 80 Meter von den feindlichen Gräben entfernt, wurden sie heftig beschossen, so daß sie sich hinlegen mußten. Da das Feuer nicht nachließ, gab der Führer der einen Patrouille den Befehl, zurückzugehen, um die Erkundung an anderer Stelle erneut zu versuchen. Dieser Befehl erreichte jedoch den Gefreiten der Reserve Strobel aus Raumburg a. d. S. nicht, da er zu weit von den Kameraden entfernt lag. Er hatte sich etwa 30 Meter vor der feindlichen Stellung mit seinem Seitengewehr eingegraben. Bei Nachlassen des Feuers schlich er sich weiter vor und nahm in einem Granatloch Deckung, um mitgebrachte Sprengladung vorzubereiten. Gerade als er diese vorbereiten wollte, erhielt er einen Anschuß in den linken Unterarm. Trotzdem sprang er vor, warf die Ladung in den feindlichen Graben und kroch dann in ein Granatloch, wo er sich verband. An dem Schreien und Stöhnen in dem feindlichen Graben konnte er merken, daß er gut getroffen hatte. Dann schwand ihm das Bewußtsein. Als er wieder zu sich kam, grante der Morgen. Beim Zurückziehen kam er an einen Schützengraben, den er für einen Deutschen hielt. Auf seinen Ruf: „Schießt nicht, Kameraden, ich bin ein sächsischer Pionier!“, empfing ihn heftiges Feuer. Glücklicherweise fand er das ihm zur Deckung dienende Granatloch wieder. Hier hielt er sich den Tag über auf und trat in der Dämmerung den richtigen Weg zu seiner Kompanie an. Sofort nach seiner Meldung beim Kompaniechef wurde er zum Brigadefeldwebel ernannt, der ihm in Anerkennung seines waderen Verhaltens sein eigenes Eisernes Kreuz überreichte.

Gefangenahme von 3 Offizieren und 203 Mann durch einen deutschen Unteroffizier. Nachdem das Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 8 am 24. Oktober 1914 bei N. den Übergang über den vielumstrittenen E-Kanal nach heißen Kämpfen erzwungen hatte, blieb es am 26. Oktober 1914 bei der Verfolgung des Gegners auf einen neuen Wasserlauf, dessen westlicher Damm der Feind besetzt hielt. Das mehr als manntiefe Wasser und die steilen glitschigen Ufer trennten die beiden Gegner. Da plötzlich springt der Unteroffizier der Reserve Haake aus Belsch in den Überbruch, kreuzt Belsch, in den Kanal und durchschwimmt mit einigen kräftigen Stößen das Wasser. Im befehlenden Tone ruft er den verblüfften Gegnern zu: „Helft mir aus dem Wasser!“, und tatsächlich springen zwei Feinde hinzu und helfen ihm, auf der steilen Uferböschung Fuß fassen. Kaum fühlt Unteroffizier Haake den Boden wieder unter den Füßen, da stürzt er sich — ein Riese von 6 Fuß Länge — auf einen vor ihm liegenden Offizier, reiht ihm die Pistole aus der Rechten, kauft sie ihm vor die Brust und verlangt seinen Degen. Der Offizier, ein Hauptmann, ergibt sich und mit ihm 2 weitere Offiziere und 203 Mann Geisanten und mit schußbereiten Gewehren haben Haakes Kompaniekameraden den Vorgang vom östlichen Ufer aus verfolgt. Jetzt kommt auch eine Schnellbrücke heran, im nächsten Augenblick ist der Kanal überbrückt und der Erfolg von Haakes kühner Tat gesichert. Als Belohnung für seinen Mut und seine Entschlossenheit wurde ihm das Eisernes Kreuz 1. Klasse verliehen.

Das Kriegskleid der Kunstdenkmäler in Venedig. Von allen großen Städten Italiens steht Venedig am sichtbarsten unter dem Eindruck des Krieges. Der Marktplatz wimmelt von Offizieren, die Gondeln und Dampfboote auf den großen und kleinen Kanälen sind mit Soldaten dicht besetzt; überall, auf den Plätzen im Zentrum, im Hafen und in der Vorstadt, bereitet man sich zum Kampfe vor. Die größte Veränderung des Stadtbildes aber wird durch die Maßnahmen zum Schutze der berühmten Baudenkmäler bewirkt, über die der Sonderberichterstatter der „Illustration“ ausführliche Mitteilungen macht. „Alle Kunstdenkmäler Venedigs haben ein Kriegskleid erhalten; die einen — wie die berühmte Reiterstatue des Bartolomeo Colleoni — verschwinden hinter einem vollständigen Gerüstbau; andere begnügen sich mit Ziegelmatern, die die gebrechlichen Marmorsäulen verstärken, oder mit Mänteln aus Sandsäcken zum Schutze vor den Explosionen der Ge-

schosse. Die alte Markuskirche hat seit 976 nicht mehr derartige Veränderungen erlebt. Die vier Pferde aus vergoldeter Bronze, auf die so stolz war, wurden von dem Haupteingang herabgenommen und, gleich hölzernen Pferden eines Jahrmarktfestes, an einen dunklen und traurigen Ort verbracht, wo sie niemand mehr bewundern kann. Die alten Mosaiken an der Kirchenfront wurden sorgfältig verbedet; die goldenen Kugeln auf den Spitzen der fünf Kuppeln wurden mit grauer Leinwand umwunden. Im Innern der Kirche glänzt man sich auf einen Bauplatz versetzt. Überall hohe Säulen von Sandstein, die Reichstühle, Altar und Kapellen vollständig verbergen. Die Kapitelle der 500 orientalischen Marmorsäulen sind in Holzkästen verschwunden. Die vierzehn Marmorstatuen aus dem 14. Jahrhundert, die den heiligen Markus, die Jungfrau und die Apostel darstellen, stehen in ihren Umhüllungen wie riesenhafte unbewegliche Wiedertänzer aus. Auch der Dogenpalast hat sich außen und innen eine vollkommenere Umwandlung gefallen lassen müssen. Seit dem Beginn des Krieges sind 60 Arbeiter damit beschäftigt, alle Kostbarkeiten des Palastes in Sicherheit zu bringen. An der Außenseite verbergen sich die Säulen, die Engel und die Wüstwerke der Portale hinter gemauerten Türmen. Die große Treppe ist mit vielen hundert Sandsäcken bedeckt, während die aus Bronze modellierten Brunnen von Ubergheiti und Nicolo de Conti in dem verödeten Hofe sich wie Aufschümpfungen von Steinwandstücken ausnehmen. Im Innern des Palastes ist die Umwandlung am auffälligsten. Alle Malereien wurden von den Wänden entfernt. 5700 Quadratmeter bemalter Leinwand wurden auf diese Weise fortgetragen. Sie wurden auf hölzernen Rollen von 80 Zentimeter Durchmesser aufgerollt, nachdem man die gemalte Seite zum Schutze vor Reibung mit dünner Gaze überdeckt hatte. Auch die Deckengemälde wurden herabgenommen. Sie sollen nach bevorstehenden Kriegen in einer besonderen Ausstellung vereinigt werden, bevor sie wieder an den Ort ihrer Bestimmung zurückkehren. Die zweiten Säle sind jetzt leer und öde. In Entfernungen von fünf Meter wechseln Schaufenster mit in der Mitte aufgestellten Schauläden und Feuerlöschapparaten ab. Bei Tag und Nacht sind Wächter aufgestellt, die bei einem etwaigen Brand mit den Löscharbeiten zu beginnen haben. Auch die Kammer in den ehemaligen Wohnungsmächern der Dogen wurden mit Sandsäcken und Holzgerüsten versehen. Das berühmte Gemälde des heiligen Christoph von Tizian ist unsichtbar hinter seinen Barrikaden. . . . Nach einer alten Sage ist man an jedem Tage, an dem man den heiligen Christoph erblickt, vor plötzlichem Tode gefeit. Daher wurden alle Orte, an denen der Doge täglich vorbeikommen mußte, mit einem Bildnis des Heiligen versehen. Die Mutter des Königs von Italien ließ eine Kopie des Gemäldes in ihrem Automobil anbringen, und seit diesem Tage gilt der heilige Christoph als Schutzengel der Automobilisten. Fast alle italienischen Lazeretti-Autos führen zum Schutze der Verwundeten ein solches Bildnis mit sich. . . . Da die Fliegerbomben meist so eingerichtet sind, daß sie zuerst das Dach durchschlagen und nach einiger Zeit im Innern des Gebäudes explodieren, wurden die Kirchendächer in einem Winkel von 60 Grad pyramidenartig ausgebaut, um den Projektilen nirgends eine Fläche zum Aufschlagen zu bieten. Wie viele andere Statuen hat auch der weihlich sichtbare Engel des Campanile ein graues Leinwandhemd angezogen, und wenn der Wind in diese Hülle bläst, könnte man glauben, daß der Engel sich aufschwingt zum Flug in eine bessere Welt.

Russische Erkenntnis — nach einem Jahre! Die verlorene „Quelle der deutschen Kraft“ schildert der bekannte Redner Targan-Baranowski, das Mitglied der Reichsduma, in längeren Ausführungen im „Njettsch“, die als Symptom für die allmählich wachsende russische Einsicht für uns von besonderem Interesse sind: Es ist bald ein Jahr, daß der Krieg begonnen hat, und noch ist kein Ende abzusehen. Der Widerstand Deutschlands ist noch nicht gebrochen, die Deutschen nehmen vielmehr ein Gebiet nach dem anderen ein. Dieser Verlauf des Krieges muß überraschen und Zweifel über seinen Ausgang wecken. Worin liegt nun das Geheimnis des wunderbaren deutschen Erfolges? Ist es doch unumstritten, daß die gegnerische Kraft Deutschlands weit überlegen ist, während die Tapferkeit unserer Truppen hinter derjenigen der Deutschen nicht zurücksteht! Das Geheimnis der deutschen Kraft ist somit nicht auf dem Schlachtfelde allein zu suchen. Schon längst ist man zur Erkenntnis gelangt, daß der gegenwärtige

Krieg auf eine wirtschaftliche Erschöpfung abzielt, und daß derjenige, der ihr zuerst zum Opfer fällt, der Besiegte sein muß. Gerade diese Voraussetzung belebte die Hoffnung auf einen günstigen Ausgang des Kampfes. Man sagte sich: Deutschland ist durch den Krieg doch in eine wirtschaftlich entsehlte Lage geraten, das Land verliert nicht nur seine ausländischen Märkte, sondern es wird auch von all seinen ausländischen Versorgungsquellen abgeschnitten! Vor einem halben Jahre noch waren alle Fachleute der Volkswirtschaft fest überzeugt, daß Deutschlands Vorrat höchstens für acht Monate reichen wird und daß spätestens nach zehn Monaten der Hunger in Deutschland unbedingt einziehen werde. Und was sehen wir jetzt, fast nach einem Jahre? Allerdings essen die Deutschen kein reines Weizenbrot und auch kein reines Roggenbrot, aber sie hungern nicht. Man sollte ferner meinen, daß der Mangel an Rohmaterial die Industrie völlig lahmgelegt hat, und man fragt sich: wie erhebt Deutschland den Mangel an Kautschuk, an Glas, Wolle, Naphtha, Kupfer, Blei, an allen Metallen außer Eisen, von dem es genug hat? Tatsache ist, daß dieser schwerste aller Kriege der Weltgeschichte die wirtschaftliche Kraft Deutschlands nicht vermindert, sondern gleichsam gesteigert hat. Das Geheimnis dieses verblüffenden Ergebnisses liegt nicht darin, daß Deutschland den Zauber vollführen konnte, Brot aus Luft und Messing aus Ton zu machen. Es hat jedoch das Beispiel gegeben, welche gewaltige Erfolge sich erzielen lassen durch eine systematisch nationale Organisation der Industrie und durch eine zielbewusste Verteilung der Produkte. Es hat gezeigt, daß der menschliche Wille in der Volkswirtschaft wie auf anderen Gebieten Wunder zu schaffen vermag. Das Geheimnis der deutschen Kraft ruht ferner darin, daß das ganze Volk von unten bis oben von dem mächtigen Willen zu siegen durchdrungen ist. Es ist keine Phrasen, wenn die Deutschen sagen, daß bei ihnen die Greise und Kinder nicht weniger kämpfen, als die jungen Leute und die Frauen nicht weniger als die Männer. Das ganze große Land ist in fieberhafter Spannung, gerade so wie die Soldaten an der Front. Alle ohne Unterschied tun ihre Pflicht, zu Hause wie im Schützengraben mit dem Bewußtsein, daß das teuerste für sie — das Vaterland ist, dessen Untergang nur durch eine beharrliche Arbeit abgewendet werden kann. Aus dieser einmütigen Begeisterung entstand jene drohende Kraft, eine Kraft, die das gewaltige System des gegenwärtigen Wirtschaftslebens umwandelt und es völlig den Bedingungen und Bedürfnissen des Krieges anpaßt. Dies alles sehen wir in Deutschland. Aber was sehen wir bei uns? Wohl haben alle den Krieg vor Augen, denn jeder hat ja einen Toten oder Verwundeten oder Gefangenen, an den er denkt, aber es ist ein anderes Bewußtsein als bei unseren Feinden; bei uns fehlt die persönliche Teilnahme. Eine große Masse liest nicht einmal die Zeitung und hört nur zufällig: „Wir nahmen Przemyśl“ oder „Unsere räumten Lemberg“, aber weder diejenigen, die die Zeitung lesen, noch die, die sie nicht lesen können, haben unser Heer auf dem schweren Wege nach Galizien unterstützt. Das ging alles an den Millionen Leuten vorüber, die zu Hause blieben. Jetzt befaßen sich die Zeitungen mit der „Mobilisierung der Industrie“, aber wie patriotisch die Industriellen auch gestimmt sein mögen, sie sind doch nur ein Teil des Volkes, und zwar ein kleiner Teil desselben. Uns fehlt nur eins zum Siege — die Teilnahme des ganzen Volkes am Kriege, wie wir sie in Deutschland sehen. Ein solches Ideal aber ist nur durch Taten, nicht durch Worte zu erreichen.

Die Versagleri-Mode in Paris. Die Pariser Modedamen sind für den rastlosen Fortschritt: nichts verblüfft sie, und selbst der Weltkrieg konnte sie nicht in Verwirrung bringen. Die Farben und Uniformen der Verbündeten feiern in den Kleidern und Hüten der französischen Damenwelt wahre Feste, bei denen die Begeisterung für die gemeinsame Sache der Alliierten allerdings oft über den guten Geschmack geht. Der Eintritt Italiens in den Krieg hat natürlich den Ehrgeiz nicht ruhen lassen, bis die berühmte Kopfbedeckung der Versaglieri in eine Haartucht für Frauen und Mädchen umgewandelt war. Die französischen Zeitungen herrschten voll Stolz über diese Frisur, die von den wehenden Fahnenfedern der Versaglieri gekrönt wird und „sowohl kriegerisch wie anmutig“ aussieht. Nun ist auch die Mode — die bereits belgische Polgelhauben, Generalsmützen und englische Mützen aufwies, durch die italienische Kriegsfrisur um noch einen Verbündeten reicher geworden.